

Bruce H. Lipton, Ph.D.



Intelligente Zellen

Wie Erfahrungen
unsere Gene steuern



Wichtiger Hinweis

Die im Buch veröffentlichten Empfehlungen wurden von Verfasser und Verlag sorgfältig erarbeitet und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Ebenso ist die Haftung des Verfassers bzw. des Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ausgeschlossen.

Aus dem Englischen von Nayoma de Haën

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Biology of Belief.

Unleashing the Power of Consciousness, Matter & Miracles.

Copyright © 2015 by Mountain of Love Productions
English language publication 2015 by Hay House Inc. USA

Deutsche Ausgabe:

1. erweiterte Neuauflage 2016

KOHA-Verlag GmbH Burgrain

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Maryam Beck;

Lektorat der Ergänzungen: Traudel Reiss

Covermotiv: Robert Mueller

Layout: Birgit-Inga Weber

Gesamtherstellung: Karin Schnellbach

Druck: CPI Moravia Books

ISBN 978-3-86728-307-6

Inhalt



Prolog	7
Einführung – Die Magie der Zellen	13
1. Lektionen aus der Petrischale: Ein Loblied auf kluge Zellen und kluge Studierende	27
2. Auf die Umwelt kommt's an!	53
3. Das Wunder der Zellmembran	87
4. Die neue Physik: Mit beiden Füßen fest auf dünner Luft	111
5. Die Biologie tiefer Überzeugungen und die Macht der Gedanken	149
6. Wachstum und Schutz	185
7. Bewusste Elternschaft: Eltern als Gentechniker	201
Epilog – Geist und Wissenschaft	241
Anhang	271
Danksagung	276
Über den Autor	280
Quellen	281
Ausgewählte Würdigungen dieses Buches	298
Index	299



FÜR GAIA ...

... unser aller Mutter –
möge sie uns all unsere Verfehlungen vergeben.

Meiner eigenen Mutter Gladys,
die mich unaufhörlich ermutigt und unterstützt hat
und geduldig die zwanzig Jahre wartete,
die dieses Buch für seine Entstehung brauchte.

Meinen Töchtern Tanya und Jennifer,
diesen wunderbaren Frauen,
die immer, auch in schwierigen Situationen, für mich da waren.

Und vor allem meinem Liebling Margaret Horton,
meiner besten Freundin, meiner Lebenspartnerin, meiner Liebe.
Mögen wir weiter frohgemut danach streben,
bis an unser Lebensende glücklich zu sein!





»Wenn du sein könntest, wer du willst – wer möchtest du dann sein?« Über diese Frage habe ich früher unendlich viel nachgedacht. Ich war wie besessen von der Idee, meine Identität verändern zu können, weil ich alles sein wollte – nur nicht ich selbst. Ich hatte als Zellbiologe und Medizinprofessor gut Karriere gemacht, aber mein persönliches Leben war ein Scherbenhaufen. Je mehr ich mich anstrengte, Glück und Zufriedenheit zu finden, desto unglücklicher und unzufriedener wurde ich. In Augenblicken des Nachdenkens neigte ich dazu, mich einfach in mein Unglück zu ergeben. Das Schicksal hatte mir eben schlechte Karten ausgeteilt, und mir blieb nichts anderes übrig, als das Beste daraus zu machen. Ein Opfer des Lebens. *Qué será, será.*

Meine depressive, fatalistische Haltung änderte sich in einem schicksalhaften Augenblick im Herbst 1985. Ich hatte meine sichere Stelle an der Universität von Wisconsin aufgegeben und lehrte an einer medizinischen Hochschule in der Karibik. Da ich dort von allen gewohnten akademischen Strukturen meilenweit entfernt war, fing ich an, über die rigiden Parameter hinauszudenken, die in der konventionellen Wissenschaft vorherrschen. Weit weg von den Elfenbeintürmen der Universitäten, auf einer einsamen, smaragdgrünen Insel im tiefblauen karibischen Ozean, erfuhr ich eine wissenschaftliche Offenbarung, die alle meine *Überzeugungen* über die Entstehung und Entwicklung des Lebens über den Haufen warf.

Mein lebensverändernder Augenblick trat ein bei der Erforschung der Mechanismen, mit denen Zellen ihre Physiologie und ihr Verhalten steuern. Plötzlich erkannte ich, dass das Leben einer Zelle durch ihre physische und energetische Umgebung bestimmt wird – und nicht etwa durch ihre Gene. Gene sind nichts weiter als die molekulare »Blaupause«, der Entwurf, der dem Aufbau von Zellen, Gewebe und Organen zugrunde liegt. Die Umgebung ist sozusagen der »Bauleiter«, der diesen genetischen Entwurf liest, sich damit auseinandersetzt und letztendlich für die Art und Weise des Lebens dieser Zelle verantwortlich ist. In jeder einzelnen Zelle werden die Mechanis-

men des Lebens von der »Wahrnehmung« ihrer Umgebung in Gang gesetzt, nicht durch ihre Gene.

Als Zellbiologe wusste ich, dass meine Erkenntnisse weitreichende Auswirkungen auf mein Leben und das Leben aller Menschen haben würden. Mir wurde zum ersten Mal deutlich bewusst, dass jedes menschliche Wesen aus ungefähr fünfzig Billionen Zellen besteht. Ich hatte mein ganzes Berufsleben dem Studium der einzelnen Zellen gewidmet, denn ich wusste schon damals, dass uns ein besseres Verständnis der einzelnen Zellen helfen kann, jene Gemeinschaft von Zellen zu verstehen, aus denen der menschliche Körper besteht. Ich wusste, wenn einzelne Zellen dadurch bestimmt werden, wie sie ihre Umgebung wahrnehmen, dann gilt das auch für uns Menschen als Billionen-Zellen-Wesen. Genauso wie bei der einzelnen Zelle wird unser Leben nicht von unseren Genen bestimmt, sondern durch unsere Reaktion auf die Umweltreize, die das Leben antreiben.

Einerseits war mein neues Verständnis vom Leben ein Schock. Nahezu zwei Jahrzehnte lang hatte ich das zentrale Dogma der Biologie, dass das Leben durch die Gene bestimmt wird, in die Köpfe meiner Studenten eingehämmert. Auf der intuitiven Ebene kam meine Erkenntnis jedoch nicht völlig überraschend. Der genetische Determinismus hatte in mir zwar schon immer leise Zweifel hervorgerufen, und manche dieser Zweifel wurden in meiner achtzehnjährigen Forschung an geklonten Stammzellen bestärkt. Aber ich musste erst die akademischen Hochburgen verlassen, um die Wahrheit ganz zu erkennen. Doch meine Forschungsergebnisse boten unwiderlegbare Beweise dafür, dass der oberste Grundsatz der Biologen, der genetische Determinismus, grundsätzlich nicht stimmig ist.

Mein neues Verständnis vom Wesen des Lebens bestätigte nicht nur meine Forschungsergebnisse, sondern widersprach auch einer anderen *Überzeugung* der allgemeinen Wissenschaft, die ich meinen Studenten lange Zeit vorgebetet hatte: der Überzeugung, dass die allopathische Medizin (Schulmedizin) die einzige Medizin sei, die es verdient, an der Hochschule unterrichtet zu werden. Indem ich der äußeren Umgebung und ihrer energetischen Wirkung auf die Zelle endlich die gebührende Aufmerksamkeit schenkte, schuf ich durch mein neues Verständnis vom Wesen des Lebens ein geistiges Fundament, auf dem einerseits die wissenschaftlichen und philoso-

phischen Konzepte der Komplementärmedizin und die überlieferten spirituellen Weisheiten unserer Vorfahren sowie andererseits auch die allopathische Medizin und die *Überzeugungen* heutiger Zeiten stehen konnten.

Auf der persönlichen Ebene erkannte ich in jenem Augenblick, dass ich mich festgefahren hatte, weil ich fälschlicherweise *glaubte*, ein dramatisch erfolgloses Privatleben sei nun mal mein Schicksal. Zweifellos neigen die Menschen leicht dazu, leidenschaftlich und zäh an falschen *Überzeugungen* festzuhalten, und auch hyperrationale Wissenschaftler sind davor nicht gefeit. Unser von einem großen Gehirn gesteuertes, hoch entwickeltes Nervensystem hat eine etwas komplexere Wahrnehmung als eine einzelne Zelle, und wenn unser einzigartiger menschlicher Verstand sich einschaltet, dann können wir unsere Umgebung aus einer Vielzahl von Perspektiven betrachten, während die Wahrnehmung der einzelnen Zelle eher reflexiv ist.

Ich war begeistert von der Erkenntnis, dass ich mein Leben verändern konnte, indem ich meine *Überzeugungen* änderte. Eine Welle von Energie durchflutete mich, denn mir war klar, dass es einen wissenschaftlich fundierten Weg gab, der mich von meinem Job als Daueropfer zu einer neuen Aufgabe als Mitgestalter meines Schicksals »umschulte«.

Seit dieser magischen Nacht in der Karibik, als ich meine lebensverändernden Momente der Einsicht hatte, sind jetzt dreißig Jahre vergangen – und zehn Jahre seit der Publikation der ersten Auflage von *Intelligente Zellen*. In der Zwischenzeit – vor allem im letzten Jahrzehnt – hat die biologische Forschung meine damaligen Erkenntnisse immer weiter bestätigt. Wir leben in aufregenden Zeiten, denn die Wissenschaft ist dabei, alte Mythen zu zerstören und ein grundlegend neues Verständnis der menschlichen Zivilisation zu entwickeln. Die *Überzeugung*, wir seien störanfällige biochemische Maschinen, die durch unsere Gene gesteuert werden, weicht der Erkenntnis, dass wir machtvollen »Erschaffer« unseres eigenen Lebens und unserer Welt sind.

Fürwahr, die Zeiten ändern sich, weshalb ich mich über diese zehnjährige Jubiläumsausgabe von *Intelligente Zellen* ganz besonders freue! Ich habe sogar darüber nachgedacht, diese Ausgabe statt *The Biology of Belief* (englischer Originaltitel, das heißt *Die Biolo-*

gie der Überzeugungen) *The Biology of Belief and Hope* (Die Biologie der Überzeugungen und der Hoffnung) zu nennen. Jedoch habe ich es gelassen, weil mir die Alliteration des ursprünglichen englischen Titels gefällt. Dennoch bin ich in diesen Zeiten der Veränderungen trotz der Flut an negativen Schlagzeilen von tiefer Hoffnung erfüllt.

Hoffnung, weil sowohl die Größe als auch die Begeisterung des Publikums bei meinen Vorträgen über das Buch *Intelligente Zellen*, das in 35 Ländern veröffentlicht worden ist, im Laufe der Jahre exponentiell gestiegen sind.

Hoffnung, weil immer mehr Menschen aus der Schulmedizin, die einsehen, dass der medikamentenorientierte Ansatz der Medizin verändert werden muss, zu meinen Vorträgen kommen und die Auseinandersetzung mit mir suchen.

Hoffnung, weil ich so vielen Menschen begegnet bin und begegne, die kapieren, dass es bei meinem Thema nicht nur um individuelle Entwicklung geht und auch ganz sicher nicht nur um mich. Ich hatte die große Ehre, 2009 den Friedenspreis der Goi-Friedensstiftung zu erhalten, und habe mich sehr gefreut, dass der Präsident der Stiftung, Hiroo Saionji, in seiner Ansprache betonte, ich sei zwar der Empfänger der Auszeichnung, der Preis gelte jedoch eigentlich der »neuen Wissenschaft«, die in *Intelligente Zellen* zum Ausdruck kommt: »Diese Forschung ... hat zu einem erweiterten Verständnis des Lebens und der wahren Natur der Menschheit beigetragen und es einer größeren Öffentlichkeit ermöglicht, ihr Leben mehr selbst zu bestimmen und zu verantwortungsvollen Mitschöpfern einer harmonischen, planetarischen Zukunft zu werden.«

Ich hoffe auch sehr, alle Leserinnen und Leser von *Intelligente Zellen* erkennen, dass viele ihrer *Überzeugungen* falsch und selbstbegrenzend sind. Wir können unser Leben selbst in die Hand nehmen und uns auf den Weg zu Gesundheit und Zufriedenheit begeben, und wir können uns mit anderen verbünden, die auf demselben Weg sind, sodass sich die Menschheit zu einer neuen Ebene des Verständnisses und des Friedens entwickelt.

Ich bin auf ewig dankbar für jenen Augenblick der Erkenntnis in der Karibik, aus dem ich mir ein ganz neues, wundervolles Leben erschaffen konnte. In den letzten zehn Jahren bin ich mehrfach um die Welt gereist, um die Neue Biologie zu lehren, habe zwei weitere

Bücher geschrieben – *Spontane Evolution* und *Der Honeymoon-Effekt* –, bin dreifacher Großvater und, oh, zu einem Siebziger geworden. Statt mit dem Alter langsamer zu werden, fühle ich mich durch das Leben, das ich mir erschaffen habe, durch all die Verbindungen zu den Menschen, die auch daran mitwirken, diesen Planeten harmonisch zu gestalten, und durch die fortwährenden Flitterwochen, die ich mit Margaret Horton, meiner Partnerin, meiner besten Freundin, meiner Liebe, wie schon in der Widmung der ersten Ausgabe und auch hier wieder erwähnt, genieße, zunehmend energetisiert. Kurz gesagt, ist mein Leben so viel reicher und befriedigender geworden, dass ich mich nicht mehr frage: »Wer wäre ich gerne, wenn ich jeder sein könnte?«, denn die Antwort ist inzwischen sonnenklar: Ich will ich sein!



Einführung

Die Magie der Zellen

Ich war sieben Jahre alt und in der zweiten Klasse, als ich bei unserer Lehrerin Frau Novak im Unterricht auf eine Kiste stieg, um durch ein Mikroskop schauen zu können. Zuerst ging ich vor lauter Aufregung zu dicht heran und erkannte nur einen Lichtfleck. Doch schließlich legte sich meine Aufregung so weit, dass ich den Anweisungen der Lehrerin folgen konnte und mich mit dem Auge etwas weiter vom Okular wegbewegte. Und dann geschah etwas, das den Rest meines Lebens bestimmen sollte: Ein Pantoffeltierchen schwamm in mein Blickfeld. Ich war restlos fasziniert. Das lärmende Getöse meiner Mitschüler trat ebenso in den Hintergrund wie der Geruch der frisch gespitzten Bleistifte und der Plastikboxen mit Buntstiften. Ich war vollkommen gebannt von dieser fremden Welt der Zelle, die mir viel aufregender erschien als die fantastischen Welten heutiger Kinofilme gespickt mit Computeranimationen und Special Effects.

In meinem kindlichen Verständnis sah ich diesen Organismus nicht als Zelle, sondern als mikroskopisch kleine Person, als denkendes, empfindsames Wesen. Dieser winzige einzellige Organismus schien mir nicht planlos im Wasser umherzutreiben, sondern ein Ziel zu haben, das mir jedoch unbekannt war. Ich sah dem Pantoffeltierchen regungslos zu, während es sich geschäftig über ein Algenblatt hermachte. Und wie ich das Pantoffeltierchen so beobachtete, schob sich auch noch das große Scheinfüßchen einer heranfließenden, lang gestreckten Amöbe in mein Blickfeld.

In diesem Augenblick wurde mein Besuch in dieser Lilliput-Welt rüde unterbrochen, weil Glenn, der Klassenstärkste, mich von der Kiste stieß, um als Nächster durch das Mikroskop zu schauen. Ich versuchte, von der Lehrerin noch eine kleine Verlängerung meines Blicks durch das Mikroskop zu erwirken, aber es war kurz vor der Mittagspause, und die anderen Kinder wollten noch drankommen.

Nach der Schule rannte ich nach Hause und erzählte meiner Mutter aufgeregt von meinem Abenteuer. Mit der Überredungskunst eines begeisterten Zweitklässlers bat und bettelte ich so lange, bis mir meine Mutter schließlich ein Mikroskop kaufte. Ich verbrachte Stunden damit, diese fremde Welt zu bestaunen, zu der ich mir durch das Wunder der Optik Zugang verschaffen konnte.

In der Hochschule eröffneten sich mir neue Möglichkeiten mit dem Elektronenmikroskop, das tausendfach stärker ist als ein gewöhnliches Mikroskop. Der Unterschied lässt sich vergleichen mit dem zwischen den Fernrohren an touristischen Aussichtspunkten und dem Hubble-Teleskop, das uns Bilder aus den Tiefen des Welt-raums übermittelt.

Der Zutritt zum Elektronenmikroskop-Bereich eines Labors hat für den angehenden Biologen beinahe etwas Rituelles. Man geht durch eine schwarze Drehtür, ähnlich der Tür vor der Dunkelkammer eines Fotolabors. Ich erinnere mich an das erste Mal, als ich diese Drehtür betrat und sie vorwärtsschob. Ich befand mich in der Dunkelheit zwischen zwei Welten – zwischen meinem Leben als Student und meinem zukünftigen Leben als Wissenschaftler. Die Tür öffnete sich in einen großen, dunklen Raum, der von einigen Infrarotlampen spärlich erhellt wurde. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, erkannte ich langsam, was vor mir stand. Das rote Licht spiegelte sich auf gespenstische Weise in dem Chrom einer dicken, massiven, mit elektromagnetischen Linsen bestückten Stahlsäule, die sich in der Mitte des Raums bis zur Decke erhob. Ausgehend von der Säule erstreckte sich eine große Steuerungskonsole in den Raum. Sie erinnerte mich an das Instrumentenboard einer Boing 747, voller Hebel, beleuchteter Messgeräte und vielfarbiger Anzeigelämpchen. Wie Tentakel schlängelten sich vom Fuß des Mikroskops dicke Stränge von Elektrokabeln, Wasser- und Vakuumschläuchen in alle Richtungen. Das Ganze ähnelte den knorrigen Wurzeln einer alten Eiche. Im Hintergrund klapperten die Vakuumpumpen und summten die Kühlwassergeräte.

Ich hatte ein Gefühl, als hätte man mich geradewegs an Bord von Raumschiff Enterprise gebeamt. Aber offensichtlich hatte Captain Kirk gerade seinen freien Tag, denn an der Konsole saß einer meiner Professoren und konzentrierte sich darauf, eine Gewebeprobe in die

Vakuumkammer im Zentrum der Stahlsäule einzulegen. Während ich dort ein paar Minuten so wartete, hatte ich ein ähnliches Gefühl wie damals in der zweiten Klasse, als ich zum ersten Mal eine Zelle sah. Endlich erschien ein grün leuchtendes Bild auf dem Monitor. Die dunkel eingefärbten Zellen waren bei der 30-fachen Vergrößerung kaum zu erkennen. Dann wurde die Vergrößerung Schritt um Schritt erhöht, zuerst um das Hundertfache, dann das Tausendfache, dann das Zehntausendfache. Als wir schließlich in den Warp-Antrieb schalteten, waren die Zellen 100.000-fach vergrößert. Es war wirklich wie in *Star Trek*, nur dass wir nicht die Tiefen des Weltalls, des äußeren Raums, erkundeten, sondern in die unbekannten Tiefen des inneren Raums vorstießen, »die nie zuvor ein Mensch betreten hat«. Eben hatte ich noch eine winzige Zelle gesehen, und Sekunden später befand ich mich tief in ihrer molekularen Struktur.

Ich verspürte Ehrfurcht vor diesem Wunder der Wissenschaft und empfand es als große Ehre, als ich zum Kopiloten ernannt wurde. Ich legte meine Hände auf die Instrumente und flog selbst über diese fremde, zelluläre Landschaft. Als mein Reiseführer wies mich mein Professor auf besondere Merkmale hin: »Da ist ein Mitochondrium, da ist der Golgi-Apparat, da drüben ist eine Kernpore, und hier ist ein Kollagen-Molekül. Das hier ist ein Ribosom.«

Ich fühlte mich wie ein Pionier, der bislang unerforschtes Gebiet erkundet. Das Lichtmikroskop hatte mir die Zellen als empfindsame Wesen gezeigt – das Elektronenmikroskop brachte mich in direkten Kontakt mit den Molekülen, den Grundbausteinen des Lebens. Ich wusste, dass tief in der Zytostuktur Hinweise auf das Geheimnis des Lebens lagen.

Für einen kurzen Augenblick wurden die Linsen des Mikroskops zur Kristallkugel – in dem gespenstisch grünen Leuchten des Bildschirms sah ich meine Zukunft. Ich wusste, ich würde Zellbiologe werden, um Einblicke in die Geheimnisse zellulären Lebens zu gewinnen. Im bisherigen Studium war mir schon früh bewusst geworden, dass *Struktur* und *Funktion* von biologischen Organismen eng miteinander verwoben sind. Ich war mir sicher, dass ich Einblick in das Wesen der Natur gewinnen würde, wenn ich die mikroskopische Anatomie der Zelle mit ihrem Verhalten in Verbindung brachte. Und so verbrachte ich während meines ganzen Studiums,

meiner Doktorandenzeit und noch in meiner Zeit als Professor an der medizinischen Fakultät viele Stunden mit der Erforschung der molekularen Anatomie der Zelle, denn in der Struktur der Zelle verbergen sich die Geheimnisse ihrer Funktion.

Um die »Geheimnisse des Lebens« zu ergründen, widmete ich mich der Erforschung geklonter Stammzellen in Gewebekulturen. Zehn Jahre nach meiner ersten Begegnung mit einem Elektronenmikroskop lehrte ich an der angesehenen medizinischen Fakultät der Universität von Wisconsin. Meine Forschungen über geklonte Stammzellen waren international anerkannt und meine Seminare gut besucht. Ich arbeitete jetzt mit noch stärkeren Elektronenmikroskopen, mit denen ich dreidimensionale, Computertomografie-ähnliche Fahrten durch Organismen unternehmen konnte, bei denen ich den Molekülen, die die Grundlage des Lebens bilden, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Meine Instrumente hatten sich zwar weiterentwickelt, aber meine Haltung blieb unverändert. Ich verlor nie die Überzeugung des Siebenjährigen, dass das Leben der Zellen, die ich untersuchte, einen Sinn hat.

Leider war ich nicht davon überzeugt, dass mein eigenes Leben einen Sinn hatte. Ich glaubte nicht an Gott, obwohl ich zugeben muss, manchmal grübelte ich verzweifelt darüber nach, ob es nicht doch einen Gott gebe, der diese Welt mit einem ausgeprägten Sinn für schwarzen Humor regiert. Schließlich war ich ein traditionell rational und naturwissenschaftlich denkender Biologe, für den die Frage nach Gott überflüssig ist: Das Leben ist eine Konsequenz reinen Zufalls, ein zufällig gemischtes Kartenspiel oder ein genetisches Würfeln. Seit Darwins Zeiten lautet das Motto unserer Zunft: »Gott? Wir brauchen keinen Gott!«

Darwin hat die Existenz Gottes nicht geleugnet. Er meinte lediglich, das Leben auf der Erde sei nicht durch göttliche Intervention, sondern durch den Zufall entstanden. In seinem Buch *Der Ursprung der Arten* von 1859 erklärte Darwin, dass die individuellen Anlagen von den Eltern an die Kinder weitervererbt werden. Seiner Ansicht nach steuern diese »Erbfaktoren« die Eigenschaften unseres individuellen Lebens.

Diese Erkenntnis führte in der Wissenschaft zu intensiver Forschung, die darauf abzielte, das Leben bis in seine molekularen Ein-

zelheiten zu zerlegen, denn in den Strukturen der Zellen vermutete man den Erbmechanismus, der das Leben bestimmt.

Vor rund 60 Jahren fand diese Suche einen bemerkenswerten Abschluss, als James Watson und Francis Crick die Struktur und Funktion der DNA-Doppelhelix beschrieben, aus der die Gene bestehen [DNA=DNS, Desoxyribonukleinsäure]. Endlich hatten die Wissenschaftler das Wesen der »Erbfaktoren« entschlüsselt, über die Darwin im 19. Jahrhundert geschrieben hatte. Die Tagespresse prophezeite eine »schöne neue Welt der genetischen Manipulation« mit Designer-Babys und Wunderheilungen. Ich erinnere mich noch lebhaft an die Schlagzeilen jenes Tages im Jahr 1953: »Das Geheimnis des Lebens ist entdeckt!«

Auch die Biologen sprangen auf diesen Zug auf. Der Mechanismus, mit dem die DNA das biologische Leben steuert, wurde zum zentralen Dogma der Molekularbiologie und in zahllosen Büchern breitgetreten. Der lange Streit »Natur oder Kultur?« (das heißt zwischen Veranlagung oder Konditionierung, zwischen Angeborenem und Erworbenem) schien zugunsten der Natur auszugehen. Zuerst hielt man die DNA nur für die Ursache unserer körperlichen Merkmale, aber dann glaubte man zunehmend, dass die Gene auch unsere Emotionen und unser Verhalten bestimmen. Wurde man also mit einem angeknacksten Glücks-Gen geboren, dann erwartete einen eben ein unglückliches Leben.

Leider glaubte ich, zu den Leuten zu gehören, bei denen das Glücks-Gen vergessen worden oder mutiert war. Ich taumelte unter einem unablässigen Bombardement von Schicksalsschlägen dahin. Mein Vater war gerade nach einem langen, leidvollen Kampf gegen den Krebs gestorben. Die letzten vier Monate hatte ich damit verbracht, alle drei bis vier Tage zwischen meiner Arbeit in Wisconsin und seinem Zuhause in New York hin und her zu fliegen. Wenn ich nicht gerade an seinem Sterbebett saß, dann versuchte ich, mein Forschungsprogramm weiterzuführen, meine Seminare und Vorlesungen zu halten und einen neuen Förderantrag für das National Institute of Health auszuarbeiten. Um mein Stressniveau noch ein wenig zu erhöhen, steckte ich mitten in einem emotional äußerst belastenden und finanziell verheerenden Scheidungsprozess. Die Kosten dafür fraßen meine gesamten finanziellen Ressourcen auf.